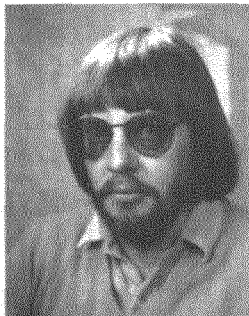


## Soziale Evolution

Einige theoriegeschichtliche Bemerkungen zu einem alten Thema

Prof. Dr. Dr. Michael Schmid, M.A.

Das Thema "Evolution" hat derzeit Konjunktur. Neben der theoretischen Biologie, die mit evolutionistischer Akzentsetzung die Entwicklung selbstorganisierender Systeme erforscht, gilt in der Philosophie manchem die evolutionäre Erkenntnistheorie als prosperierendes Paradigma und die (Mikro-) Ökonomie erinnert sich nachdrücklich ihrer evolutio-



nistischen Wurzeln. Angesichts solcher öffentlichkeitswirksamer Diskussionen darf ich daran erinnern, daß auch die theoretischen Sozialwissenschaften, vorweg die Soziologie, für die ich hier spreche, eine geistesgeschichtlich nachzeichenbare evolutionstheoretische Vergangenheit besitzen. Freilich stehen sich dabei, bisweilen unbeachtet, mindestens zwei differente Evolutionsauffassungen gegenüber: eine 'klassisch' zu nennende, die auf Ideen Herbert Spencers zurückgreift, und eine eher darwinistische. Ich werde beide Theorietraditionen in gebotener Kürze referieren und dabei zeigen, wie sie in kritischem Austausch auseinander hervorgingen.

Die klassische Evolutionskonzeption geht von folgenden Annahmen aus:

1. Alles faktische Geschehen, auch die Geschichte menschlicher Sozialverbände, unterliegt einem **einheitlichen Gesetz der Entwicklung**. Diesem folgend 'entfalten' sich endogene Potentiale in Richtung auf immer komplexer werdende Organisationsformen, vom undifferenziert Homogenen zum differenzierten Heterogenen (um Anschluß an eine Formulierung Spencers zu finden). Dies impliziert, daß der historische Gang der gesellschaftlichen Dinge eine eingeschriebene Richtung oder **Teleologie** besitzt.
2. Die benannte Entwicklung vollzieht sich **universal**, d.h. alle Gesellschaften sind von ihr betroffen. Unterscheidbare Grade der Komplexität entsprechen dabei verschiedenartigen 'Phasen' oder 'Stufen' der Evolution, die von allen Gesellschaften zu durchlaufen sind.
3. Diese Phasenabfolge ihrerseits ergibt sich mit unabwendbarer **Notwendigkeit**.
4. Damit ist ein gesellschaftlicher Entwicklungsgang festgeschrieben, der einem **linearen Muster** insofern folgt, als Verzweigungen und somit eigenständige Wege der Evolution als undenkbar gelten müssen.
5. Diese Auffassung ihrerseits hängt im weiteren eng mit der Vorstellung zusammen, daß alle Entfaltungen der Organisationsformen durch einen **uniformen Ursachenkatalog** gesteuert werden, d.h. die anfangs benannte evolutionäre Gesetzmäßigkeit unterstellt jedem gesellschaftliche Einzelschicksale eine endliche Menge gemeinsamer Ursachen.

Trotz der beeindruckenden Einheitlichkeit und ideologischen Mächtigkeit dieses Erbes fand es keine ungeteilte Zustimmung. Empirisch arbeitenden (sog. funktionalistischen) Sozialanthropologen wollte nicht einleuchten, daß sich die von ihnen untersuchten 'simplen' oder 'primitiven' Gesellschaften notwendig auflösen sollten, um komplexeren Gesellschaftsformationen Platz zu machen. Vielmehr verstanden sie diese einfach strukturierten Verbände als funktional geschlossene, die sich über bestandssichernde Prozesse der Erziehung (oder Sozialisation) und der sozialen Kontrolle gegenüber Wandlungsstößen zur Wehr setzen und so ein funktionales Gleichgewicht über lange Generationen hinweg erhalten konnten. Wandel kam zwar vor, äußerte sich aber weit eher in Form eines irreparablen Zusammenbruchs der regulatorischen Vorkehrungen als in einer völlig kontingenten und nur schwer erreichbaren Komplexitätssteigerung der vorhandenen Organisationsformen. Zwar wurde auf diesem Wege sichtbar, daß jene Spencerschen Argumente zugunsten einer universalen, uniformen und notwendigen Entwicklung zur institutionalen Heterogenität nicht unter allen Umständen zutreffen konnten, andererseits versteiften sich viele Funktionalisten auf eine Auffassung gesellschaftlicher Ver-

änderungen, die gegen alle Fakten nur die gesellschaftliche Auflösung oder Anomie als theoretischen Grenzfall zulassen wollte. Oder anders gewendet: Der Funktionalismus legte eine wohlformulierte Theorie der gesellschaftlichen Reproduktion vor, konnte indessen demgegenüber strukturellen Wandel nur als Chaos oder als strukturellen Kollaps verstehen.

Die Unzulänglichkeit dieses Standpunkts war Anlaß, ein Argument aufzunehmen, das sich an eine Darwinsche Evolutionsauffassung anschloß und in Ergänzung der unleugbaren Selbstreproduktions- und Selbstregulationsfähigkeiten gesellschaftlicher Formationen auch die selektive Wirksamkeit deren Umwelten mitbedenken wollte, deren Einfluß sich die verschiedenartigen Gesellschaften nicht entziehen können, die aber ausschlaggebend dafür sind, welche Institutionen und Regelungen sich durchzusetzen vermögen.

Diese Evolutionskonzeption, die dem klassischen Evolutionismus wie dem Funktionalismus in gleicher Weise kritisch gegenübersteht, geht von einer Mehrzahl von Annahmen aus:

1. Zunächst unterstellt sie, daß alles zwischenmenschliche Handeln regelungsbedürftig ist. Wie der Funktionalismus behandelt diese Darwinsche Modelllogik die Institutionenbildung als eine Folge der Elimination all jener Konsequenzen kollektiven oder gemeinschaftlichen Handelns, die die Orientierung an verbindlichen Regeln (d.h. Normen und Rechten) langfristig erschweren oder verhindern. Gelingt diese Ausscheidung ordnungsgefährdender Handlungsfolgen nicht, werden die gesellschaftlichen Zustände anomisch.
2. Bestehen indessen reproduzierbare gesellschaftliche Regeln, so definieren sie einen kollektiven Code, ein Programm, welches die Akteure zur 'Konstruktion' ihres Handelns benutzen können, ja müssen. Auch regelabweichendes Handeln kann als 'regorientiert' solange gelten, als das Regelprogramm bekannt ist und trotzdem oder gerade deshalb von ihm Abstand genommen wird.
3. Die kollektiven Folgen des gemeinsamen Handelns freilich stellen sich unabhängig von den Wünschen und Erwartungen der Akteure und oftmals gegen diese ein. Sie wirken als (objektive) 'Differenzierungsstrukturen', als spezifische Verteilungseffekte handlungsbestimmender Faktoren und Größen auf die situativen Bedingungen jedes einzeln handelnden Akteurs zurück.
4. Daß diese kollektiven Handlungsfolgen dabei regelerhaltende Funktionen besitzen, braucht nicht vorausgesetzt werden. Sie können oftmals aversiv sein und setzen die vorhandenen Regelprogramme unter diesen Umständen einem selektiven Druck aus.
5. Zwar wird jedes soziale System zunächst konser-

vativ reagieren, d.h. die Akteure werden den Versuch unternehmen, sich diesem Druck durch den Einsatz der gewohnten Institutionen (der Sozialisation und sozialen Kontrolle) zu stellen. Freilich muß seine Beseitigung unter den eingefahrenen und überkommenen Bedingungen nicht gelingen. In diesem Fall können bislang vernachlässigte oder eliminierte Regelvorschlge eine erhöhte Bedeutung gewinnen, sofern sie plausibel machen können, dazu in der Lage zu sein, die aufgetretenen Schwierigkeiten zu beseitigen. Entsprechend werden sie gegenüber bisher dominanten Regeln selektiv bevorzugt und können sich endlich (unter weiteren Bedingungen ihrer erfolgreichen Institutionalisierung) durchsetzen.

6. Dabei bleibt unterstellt, daß Regelabweichungen oder Regelvariationen, auf die ein unter Druck geratenes Sozialsystem u.U. zurückgreifen kann, um seine institutionellen Vorkehrungen neu zu gestalten, immer wieder auftreten werden. Daß Akteure frei, in Übereinstimmung mit ihren eigensten Interessen und auf der Basis ihres immerzu beschränkten Wissens handeln, kann dies sicherstellen.

7. Selektive Effekte aber haben nicht nur die Folgen gemeinsamen Handelns, sondern auch die Umwelten sozialer Beziehungen und Institutionen. Unter 'Umwelten' können wir jene Ressourcen und Mglichkeitsspielrume verstehen, die soziale Beziehungsformen in Anspruch nehmen müssen, ohne dazu befähigt zu sein, sie aus sich selbst heraus nach Belieben bereitzustellen. Auch angesichts solcher letztlich nicht kontrollierbarer äußerer Einflüsse können bislang dominante Regelungen brüchig werden, was dazu führen mag, Regelvariationen Gehör zu schenken.

8. Freilich kann eine solche Regelsubstitution oder Regelverschiebung vieler Gründe wegen auch scheitern. Unter diesen Umständen kann eine Institution ihr Leben aushauchen; sie wird extinkt. Wir dürfen unerstellen, daß weitaus die meisten aller bislang erfundenen Institutionen der Vergangenheit angehören und der Vergessenheit anheim gefallen sind. Sie zu rekonstruieren, ist das mühsame Geschäft der Historiographie.

Dieses Modell hat dem klassischen wie dem funktionalistischen Evolutionsverstndnis gegenüber eine Reihe von Vorteilen. Es kann sozialstrukturelle Veränderungen wie den reproduktiven Bestand sozialer Verbände mit Hilfe einer geringen, aber hinreichenden Anzahl allgemeiner theoretischer Annahmen erklären helfen, ohne dazu angehalten zu sein, sich den Gang der Gesellschaftsgeschichte als eine zwangsläufige Entwicklung zu immer komplexeren Organisationsformen zu denken. Ob dies der Fall sein wird, hängt nachdrücklich von den völlig kontingent auftretenden internen und externen Folgen des gemeinsamen Handelns der Beteiligten und der betreffenden 'Ökologie', d.h. der Beschaffenheit und Verfügbarkeit von reproduktionsnotwendigen Ressourcen

und Möglichkeiten ab. Aus eben diesem Grund ist es außerordentlich unwahrscheinlich, die gesellschaftliche Evolution folge einem linearen Muster. Die unvorhersehbare Kontingenz kollektiver Handlungsfolgen und externer Ressourcenverschiebungen legen statt dessen irreversible Verzweigungen und eigenständige Evolutionswege nahe, die sich solange verfolgen lassen, als jene diversifizierten Institutionen keine gemeinsame Ökologie ausbilden. Daß sie dies unter den Bedingungen einer sich abzeichnenden Weltgesellschaft tun werden, ist zu vermuten. Freilich dürfte das hier diskutierte Evolutionsmodell überfordert sein, sollte es darum gehen, diesen Weg zur Weltgesellschaft mit haltbaren Prognosen zu begleiten. Ebenso unplausibel wird die Idee sein, daß sich Gesellschaften, wie dies immer wieder behauptet wird, durch strukturelle Differenzierungen, d.h. regelmäßig durch Ausbildung von Subsystemen bei gleichzeitiger Erhaltung der anfänglichen Systeme entwickelten. Ob Differenzierungen tolerabel sind oder nicht, drber entscheiden unbeeinflubbare Umweltdaten und jene kontingent auftretenden Folgen eben dieser Differenzierungsbemhungen, über deren Gelingen die beteiligten Akteure unter keinen Umständen hinreichend und im Vorhinein unterrichtet sind. Genau dadurch aber bewahrt sich der Evolutionsprozeß seine Dynamik. Immer wieder treten unvorhersehbare Folgeprobleme jener Versuche auf, gesellschaftliche Koordinierungen und Ordnungen institutionell bereitzustellen, immer wieder schaffen sich die Akteure gerade im Bemühen, verbindliche Regeln zu installieren, die Bedingungen, denen anzurechnen ist, daß diese Bemühungen vergeblich sind. In logischer Folge dieses Tatbestands kennt die gesellschaftliche Evolution kein 'natürliches Ende', sondern besitzt alle Zeichen einer Selbstfortschreibung, die freilich nicht ins Unendliche verlaufen muß. Die gesellschaftliche Selbsttransformation kann unter Bedingungen, die sich zumal nicht zu schwer sein dürfte, auch die Voraussetzungen ihres weiteren Fortbestands interminieren und damit in Richtungen führen, die den beteiligten und betroffenen Akteuren weder angenehm noch wünschenswert erscheinen mögen, und ohne sie in die Lage zu versetzen, sich dagegen mit nachzeichbarem Erfolg zur Wehr zu setzen. Georg Simmel hat diesen Tatbestand als 'Tragik der Kultur' beschrieben. Ich darf es freilich dem Leser überlassen, ob er sich dieser eher pessimistischen Einschätzung dieses Tatbestandes anschließen möchte oder ob er in ihm ein Zeichen jener 'höheren Weisheit' zu sehen bereit ist, die den Gang der Geschichte leitet. Er sollte sich freilich unter allen Umständen Klarheit drber verschaffen, daß das hier vorgestellte Evolutionsmodell auf diese ewige Frage nach dem "Sinn der Geschichte" keine Antwort bereithält, die den Standards empirischen Denkens entsprechend auf unwidersprochene Zustimmung hoffen kann.